



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Bobo Stenson Trio: Contra la indecisión; Bobo Stenson (p), Anders Jormin (b), Jon Fält (dr); ECM / Universal

Nur ein halbes Dutzend Alben unter eigenem Namen hat Bobo Stenson in den letzten 20 Jahren veröffentlicht. Nun legt der alte Schwede (* 1944) mit „Contra la indecisión“ das erst zehnte Trio-Produkt der Zusammenarbeit mit Manfred Eicher vor, die 1971 mit Arild Andersen und Jon Christensen auf seinem Debüt „Underwear“ (ECM 1012) ihren Anfang nahm.

Damals war sein formidables Piano-Trio vorwiegend als Sidemen für durchreisende US-Stars tätig, wovon ein entdeckungswürdiges Video mit Sonny Rollins bis heute mustergültig kündigt. Nachdem Andersen schon in den 80er-Jahren durch den Bassisten Anders Jormin ersetzt wurde und kurzzeitig Paul Motian den Platz von Jon Christensen übernahm, fand Bobo Stenson vor gut zehn Jahren in seinem blutjungen Landsmann Jon Fält (* 1979) einen mehr als adäquaten Ersatz für dessen renommierten Vorgänger am Schlagzeug. In freiem Spiel, das vor allem filigran akzentuierte Cymbal-Rides und sanftes Brush-Work gegen markante Tom-Shots mit grandiosem Gespür fürs Momentum setzt, wofür hier die Jormin-Kompositionen „Doubt Thou The Stars“ und „Oktoberhavet“ zwei stupende Exempel sind, bietet er seither rhythmisch raffiniert reichlich Raum für die melodischen Inventionen seines Bandleaders.

Der eröffnet den wunderbaren Klangzauber auf „Contra la indecisión“ mit der gleichnamigen, betörend schönen Canción des kubanischen Liedermachers Silvio Rodríguez in flirrender Leichtigkeit, die durch den erdig-sonoren Bass von Jormin erst so recht zum Tragen kommt. Was unter anderem von Béla Bartók und Frederic Mompou plus rarem Stenson-Original folgt, ist ein dynamisch schillernder Austausch der Altmeister: Der eine oszilliert zwischen zart getupften und zupackenden Melodien, der andere kontert punktgenau (auch con arco) die von Youngster Jon Fält kongenial strukturierten Klanggespinste. Elf köstliche Delikatessen, mit denen das Bobo Stenson Trio unendliches Vergnügen bereitet.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

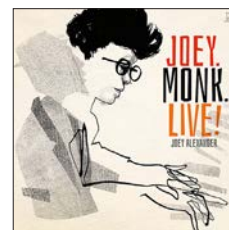
Inga Lühning & André Nendza: Hodgepodge Vol. I; Inga Lühning (voc u. a.), André Nendza (b u. a.) JazzSick / Membran

Eine Sängerin und ein Bassist durchstreifen die Song- und Liederlandschaft, ihre Ernte ist ein großer Mischmasch (engl.: „hodgepodge“). Für ein Jazzduo immerhin bemerkenswert: Standards aus dem American Songbook nehmen sie gar nicht erst in den Blick. Aber wann hört man schon mal einen Disco-Hit der Jackson 5 neben sarkastisch-kritischen Liedern von Franz Josef Degenhardt? Inga Lühning und André Nendza machen's möglich. Ihre eklektische Ausbeute ergänzen sie noch durch Eigenes, und das Schöne ist: Es funktioniert. Statt heilloser Durcheinander zu produzieren, finden sie für ihren Mischmasch einen gemeinsamen Nenner, und der heißt: Konzentration, Reduktion, Klarheit.

Inga Lühning trat in den Nullerjahren mit ihrem Pop-/Lounge-Jazz-Quartett Lühning hervor; dann als Sängerin der Band [re:jazz] mit akustischen Jazzversionen von elektronischer Musik sowie als Studio- und Background-Sängerin, durchweg an der Schnittstelle von Pop und Jazz. André Nendza, einer der führenden Bassisten im Lande, ist Leader diverser Formationen und, nicht zuletzt, Mitinhaber des Labels JazzSick. Im Duo setzen sie außer Stimme und E- bzw. Kontrabass auch Loops, virtuelle Chöre, Pfeifen, Händeklatschen, Fingerschnippen und diverses Kleinzeug ein, was den Eindruck von Klarheit und Sparsamkeit aber nie zerstört.

So klingt etwa Paul Simons „Graceland“ mit Lühnings gerader, kühler Stimme, groovigem Bass-Ostinato und rhythmischem Klackern von der Schlitztrommel geradezu minimalistisch – trotz des ge-loopten Background-Chors. Dank des reduktionistischen Konzepts wirken Gegensätze wie Jackson 5's „Blame It On The Boogie“ und Degenhardts „Wölfe mitten im Mai“ auf einmal wie Facetten derselben Sache. Und wenn Lühnings „Take Heart“ mit viel bekannteren Songs durchaus mithalten kann, spricht dies nur für ihr Songwriting.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

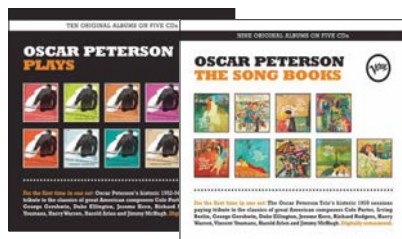
Joey Alexander: Monk Live!; Joey Alexander (p), Scott Colley (b), Willie Jones III (dr); Motema / Pias

Wenn ich die inflationär verwandte Bezeichnung „Wunderkind“ höre, schrillen bei mir normalerweise die Alarmglocken. Das hat nichts damit zu tun, dass einige der Jungspunde berühmte Werke aus Klassik, Jazz und Pop erstaunlich virtuos präsentieren. Was mich oft daran stört, ist die Seelenlosigkeit ihrer Interpretationen. Joey Alexander ist jedoch eine Ausnahme. Auf den in Bali geborenen Pianisten, der jetzt mit seinen Eltern in den USA lebt, passt die Bezeichnung.

Bereits als Elfjähriger spielte er 2014 die Platte „My Favorite Things“ ein. Schon damals verblüffte die Reife, mit der er über bekannte Jazzstandards wie „Green Dolphin Street“ improvisierte. Zwei Jahre später wusste er mit „Countdown“ zu überraschen (FF 10/2016). Nun beschert uns Alexanders neues Album „Monk. Live!“ eine weitere Steigerung. Die bizarr-spröden Kompositionen des Bop-Exzentrikers Thelonious Monk und seine damit verbundenen arabischen Improvisationen stellen für jeden Pianisten eine Herausforderung dar. Für Alexander, der sein Konzert solo mit „Round Midnight“ startet, ist das offenbar kein Problem. Als Intro zu Monks bekanntestem Stück kreierte er eindringliche Motive, die auf dessen geheimnisvolle Melodie abgestimmt sind.

Auch anderen Monk-Klassikern wie „Evidence“ und „Rhythm-A-Ning“ verleiht Alexander mit seinem Rhythmus-Team, das wie der sonor swingende Bassist Scott Colley und Drummer Willie Jones III geschickt auf die Aktionen des Leaders reagiert, weitere attraktive Auslegungen. Für „Straight No Chaser“, ein Thema mit raffinierten rhythmischen Verzögerungen, hatte Alexander offenbar einen besonderen Einfall: Mit exquisiter funky Piano-Spielweise, in der zunächst Blues- und Gospel-Elemente angedeutet werden, um dann wie Treibgut in einen rasanten Modern Jazz-Strom zu münden, statuiert der Youngster die sich stets erneuernde Vitalität dieses musikalischen Genres.

Gerd Filtgen



Musik ★★★★★
Klang ★★★★★

Oscar Peterson: Oscar Peterson Plays; Oscar Peterson (p), Barney Kessel, Herb Ellis (g), Ray Brown (b) (5-CD-Set)
Oscar Peterson: The Song Books; Oscar Peterson (p), Ray Brown (b), Ed Thigpen (dr) (5-CD-Set); beide bei Verve / Universal

Ein echtes Producer-Ding, das Labelchef Norman Granz seinem Tastenstar da nahelegte. Oscar Peterson wäre wohl kaum auf die Idee zu einem solchen Großprojekt gekommen: zehn LPs Great American Songbook, jede einem einzelnen Hitschreiber gewidmet. Aber Granz dachte „big“: Das Projekt war, wie sich bald zeigte, Fingerübung für ein größeres, spektakuläreres, das noch kommen sollte – die Songbook-Serie von Ella Fitzgerald.

1949 hatte Granz den kanadischen Klavierskometen entdeckt, für „Jazz at the Philharmonic“ gebucht und mit Bassist Ray Brown zu einem Duo gepaart, das 1951 durch Gitarrist Barney Kessel, später Herb Ellis, zum Dreier nach Art der Trios von Nat King Cole und Art Tatum erweitert wurde. Unter dem Titel „Oscar Peterson Plays ...“ spielte es von 1952 bis 1954 an wenigen Tagen 113 Stücke der Songschmiede Cole Porter, Irving Berlin, George Gershwin, Duke Ellington, Jerome Kern und anderen ein. Da wurde nicht viel arrangiert, aber feste „gesungen“ – Take im Kasten, nächster Song! Die Gitarristen spielten vor allem Rhythmus, hier und da mit kleinen Einwüfen.

1959 verließ Ellis die Band, Peterson heuerte den Drummer Ed Thigpen an und machte sich auf Granz' Wunsch mit dem neuen Trio an eine Neuauflage des Projekts, diesmal neun LPs mit 108 (zumeist denselben) Songs. Titel: „The Song Books“. Beide Serien erscheinen jetzt erstmals komplett als Box-Sets, manche der Alben überhaupt erstmals auf CD. Doch so aufschlussreich es ist, die Songversionen der unterschiedlichen Trios zu vergleichen – zwei 5er-Boxen sind wohl eher etwas für enzyklopädische Songbook- und Peterson-Fans. Für Normalsterbliche tāt's eine gut gemachte 2-CD-Compilation. Die es ja schon mal gab.

Berthold Klostermann



Musik ★★★★★
Klang ★★★★★

Aksak Maboul: Un peu de l'âme des bandits; Catherine Juniaux (voc), Fred Frith (g, viol), Marc Hollander (key, cl) u. a.; Crammed (LP/CD)

„Das Mittelloch ist sauber gestanz“, stellte ein Kollege dieser Zeitschrift unlängst befriedigt fest. Das gilt auch für diese Reedition aus Belgien, das nur mal vorab. Aber was zum Teufel war nochmal „Avant-Rock“? Naja, wenn uns Ende der 1970er-Jahre die Luft in Deutschland mal wieder zu stickig wurde, was ja häufig vorkam, führen wir kurz mal nach Amsterdam oder Brüssel, wo es nicht nur die besten Muscheln mit Fritten und Bier gab. In der belgischen Metropole hatte sich ein Pool von widerspenstigen Musikern jenseits aller Kategorien vernetzt, der sich „Rock in Opposition“ nannte. Crammed Discs war eines ihrer Labels, das interessante Frickeleien herausbrachte und sich vor allem auch für afrikanische Popmusik engagierte.

Diese Plattenfirma gibt es immer noch, doch ihr Flaggschiff, Aksak Maboul, um den umtriebigen Keyboarder und Labelchef Marc Hollander, hatte wie diese seltenen Nachtfalter nur ein sehr kurzes Leben. „Ein wenig von der Banditenseele“ taufen sie ihr erstes und einziges Album, dessen Cover heutzutage gleich die #metoo-Bewegung auf den Plan rufen würde. Die Mabouls setzten sich aus Belgiern, Franzosen und Briten (von der Gruppe Henry Cow um Frith und Cutler) zusammen. Ein Bo-Diddley-Beat, schräge Streicherklänge und die überdrehte Gesangsdohle Catherine Juniaux sowie eine liebessolle Oboe sorgen für den scheppernden Opener, „A Modern Lesson“. Es folgen ein Dachkammer-Tango („Palmiers En Pots“), Fred Friths „Geistige Nacht“ (Schönberg ließ grüßen), marokkanische Rhythmen für flämischen Müezzin („I Viaggi“) und Noise-Rock für Fagott („Inoculating Rabies“). Die knapp 23-minütige atmosphärische Suite „Cinema“, ergänzt durch viele Raritäten, bildet das Herzstück dieser Sammlung exzentrischer Ideen mit ersten Untertönen, Widerspruchsgeist und zärtlicher Rauheit, der omnipräsenten Einfallslosigkeit von heute noch immer haushoch überlegen.

Karl Lippegaus



Musik ★★★★★
Klang ★★★★★

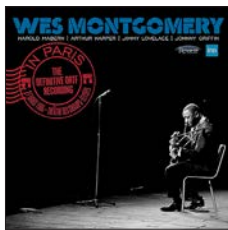
Dr. Lonnie Smith: All In My Mind; Dr. Lonnie Smith (keyb, org, voc), Jonathan Kreisberg (g), Johnathan Blake, Joey Dyson (dr), Alicia Olatuja (voc) Blue Note / Universal

Nur ein paar Jahre nach den aufsehenerregenden Sounds, die Jimmy Smith einer Hammond B-3 entlockte, folgte auch Dr. Lonnie Smith seinen Spuren. Allerdings reicherte Smiths Namensvetter, der bei seinen Auftritten einen Turban als Kopfbedeckung wählte, seine Konzeption mit klischeefreien, am Soul Jazz orientierten Elementen an, die sich deutlich von seinem Vorgänger absetzten. Schon 1962 bei Aufnahmen mit dem ebenfalls am Anfang seiner Karriere stehenden Gitarristen George Benson zeigte er ein hohes Maß an Eigenständigkeit. Später spielte Dr. Lonnie Smith als Sideman und Leader einige Alben bei Blue Note ein, die seinen Ruf als Groove-Master par excellence unterstrichen.

Als sich der Organist nach über 40 Jahren mit „Evolution“ bei dem Kultlabel zurückmeldete, knallten sicher die Sektkorken. Nicht ohne Grund, denn auch Smiths aktuelles Album „All In My Mind“, das live im New Yorker „Jazz Standard“ Club aufgenommen wurde, hat es in sich. Mit flinken Händen und ausgereifter Technik, die auch bei schnellen Tempi wie in Wayne Shorters „Juju“ und Freddie Hubbards „Up Jumped Spring“ nicht ins Schleudern gerät, spielte er spritzige Bop-Linien und variantenreiche Akkorde.

Über seine Musiker gerät der Leader geradezu ins Schwärmen. Smith empfindet seine Gruppe als musikalische Seelenverwandte. Für ihn bilden sie „den Herzschlag der Musik“. Dafür garantieren Jonathan Kreisberg, dessen kreative Gitarren-Motive die spontanen Einfälle des Leaders kongenial ausschmücken. Mehr noch: Seine Einsätze verleihen Smiths aus einer vergangenen Zeit kommenden Sounds einen modernen Touch. Dazu trägt auch Drummer Johnathan Blake bei, dessen Einfühlungsvermögen offenbar genau darauf justiert ist, welche rhythmische Untermauerung zu Dr. Lonnie Smiths magischen, von Blues- und Gospel-Fantasien angereicherten Orgel-Chorussen passt.

Gerd Filtgen



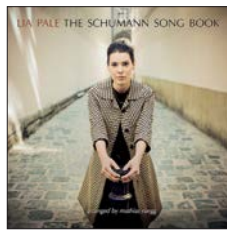
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Wes Montgomery: In Paris; Wes Montgomery (g), Harold Mabern (p), Arthur Harper (b), Jimmy Lovelace (dr), Johnny Griffin (ts); Resonance / H'art

Der vergessenste der großen Jazzgitarristen ist Wes Montgomery, der am 15.6.68 mit nur 43 Jahren verstarb. Sein Sound wurde eingedampft zum Klischee fürs Fusion-Gedudel der Radiomagazine, seine wahren Qualitäten haben der Dummheit seiner Imitatoren widerstanden. „In Paris“ vom 27.3.65 ließ die banalen Produktionen mit Bigbands und Streichersauce vergessen, bevor er mit „Goin' Out Of My Head“ 1966 in den Pop-Charts reüssierte. Seit Jahrzehnten als Bootleg kursierend, liegt dieses berühmte Konzert von den Originalbändern jetzt neu gemastert vor. Der unter chronischer Flugangst leidende Gitarrist kam nur dieses eine Mal nach Europa. Unglaublich, was er aus dem Ärmel schüttelt, als wär's ein Kinderspiel: seine phänomenale Daumenstatt Plektrum-Technik, die wahnwitzigen Oktavläufe. John Coltrane hätte ihn liebend gerne in der Band gehabt, und wie er hier „Impressions“ zelebriert, zeigt auch warum. Die Früchte seiner Errungenschaften als meisterhafter Melodiker erntete bekanntlich sein Epigone und ‚crowd-pleaser‘ George Benson.

Den Heiligen (Studio-)Gral bilden seine 1991 publizierten kompletten Riverside-Aufnahmen aus den 50ern, als er sich aus Indianapolis herauswagte und seinen Tagesjob in der Fabrik für den Unterhalt seiner Großfamilie endlich aufgeben konnte. Die jetzige fünfte „Ausgrabung“ bei Resonance ist die bislang interessanteste: Furioser Opener ist sein „Four On Six“ – scharf akzentuierte Akkorde, die wie Leuchtraketen hochschießen. Im zweiten Teil des Konzerts, in „Jingles“, „To Wane“ und „Round Midnight“ legt Wes nochmal zu, und das Trio mit dem großartigen Harold Mabern zieht mit. In ihre tour de force klinkt sich auch Johnny Griffin am Tenorsax ein. Dieser ORTF-Mitschnitt zählt zu den wertvollsten unter den wenigen Live-Alben, die von dem Gitarristen existieren. Er ist Dokument, ist Ausdruck der musikalischen und humanen Größe Wes Montgomerys.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Lia Pale: The Schumann Song Book; Lia Pale (voc, fl), Ingrid Oberkanins (perc), Hans Strasser (b), Mathias Rüegg (p, arr); Lotus Records / Harmonia Mundi

Als sich die österreichische Sängerin Lia Pale 2013 unter dem Titel „Gone Too Far“ auf ihre Winterreise begab, die dem famosen Liederzyklus von Franz Schubert galt, da war die Geheimniskrämerei um die beteiligten Musiker im Vorfeld groß. „Der Grund dafür war, dass wir unter allen Umständen eine Vorab-Schubladisierung verhindern wollten.“ Hielt doch niemand Geringerer als Mathias Rüegg, legendärer Mastermind des Vienna Art Orchestra selig, als Arrangeur ihrer genialen Neudeutungen alle Fäden am Flügel in der Hand.

Was damals als gewagtes Experiment erschien, hat nach Vollendung der Winterreise und einem Abstecher zu Heine und Rilke („My Poet's Love“, 2015) längst als rundum überzeugende Synthese aus Klassik, Jazz und einer zarten Prise Pop seine eigene Nische gefunden. Grandios vor wenigen Monaten anlässlich des 65. Geburtstags von Mathias Rüegg an drei Abenden in Wien zu erleben, wo sich auch ihr neues Album dem Live-Check stellte. Zwar mag der ein oder andere auf dem duftig durchgezeichneten Tonträger Harry Sokals warmherziges Sopransaxofon vermissen, dafür aber glänzt Lia Pale erstmals auch als virtuose Flötistin, während zwei Geiger (Roman Jánoska, Stanislav Palúch) sowie der Trompeter Mario Rom ab und an neue, stimmungsvolle Farben in den aus über 300 Schumann-Liedern selektierten Song-Zyklus einstreuen. Eine faszinierende Mischung, die neben bekannten Preziosen auch diverse Liebhaberstücke enthält.

Ihnen allen verleiht die mit apart-unverwechselbarem Sopran englisch singende Lia Pale dermaßen hinreißend Ausdruck, dass der große Romantiker nun erstmals höllisch groovt. Brillant geerdet von Hans Strasser und Ingrid Oberkanins, elegant beflügelt vom Spiritus Rector am Klavier, tönt Robert Schumann hier mal Walzer-seilig („The Maiden“), mal swingend („I Can't Believe It“ – sic!), mal in Blue-Grass-Opulenz („Sweet Violet“) frisch wie nie zuvor in bezaubernd heiterer Klangpracht.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

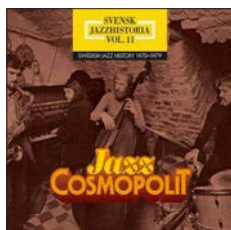
Christian Lillingers Grund: Core; Christian Lillinger (dr, com), Pierre Borel, Tobias Delius (sax), Achim Kaufmann (p, fender rhodes), Christopher Dell (p), Robert Landfermann, Jonas Westergaard (b); Plaist / Soulfood

In der zwischen Neuer Musik und Avantgarde-Jazz changierenden Szene ist der Drummer und Komponist Christian Lillinger einer der schillerndsten Protagonisten. Hinzu kommt seine bewundernswerte Kompromisslosigkeit, mit der er sich offenbar allen kommerziellen Verlockungen widersetzt. Sein eigenes Label Plaist-Music verschafft ihm nun die Freiheit, seine visionären Vorstellungen mit kongenialen Musikern umzusetzen. Als kreative Leitlinie dafür steht sein Statement: „Sound steht hinter Sound, Sound durch Struktur, und Sound wird Plastizität der Musik“. Was damit gemeint ist, wird in jeder der acht Kompositionen des Leaders mit expressiver Klangfülle demonstriert, die sich nicht zuletzt durch die brillante Aufnahmetechnik entlädt.

Einen Part seiner Inspirationen bezog Lillinger von den Werken wichtiger Komponisten der Neuen Musik wie Iannis Xenakis und Conlan Nancarrow, aber auch von Filmschaffenden. Das Stück „Welt Am Draht (Lnch)“ verweist gleichermaßen auf Rainer Werner Fassbinder und David Lynch. Die in deren Filmen hervorstechenden dramaturgischen Konstellationen und die damit verbundenen Stimmungsbilder werden von dem Drummer und seiner Formation in einem voller geheimnisvoller Klangquellen steckenden musikalischen Labyrinth aufgefächert.

So wird das energische, von den beiden Saxofonisten und dem Vibrafonisten initiierte „Dralau“ von ungewöhnlichen Rhythmen unterlegt. Dadurch erzielen die von dem Vibrafonisten und den Bassisten kreierten komplexen Motive eine noch stärkere Wirkung. Das Thema „Narrat“ gewinnt durch Tobias Delius' expressive Tenorsax-Improvisation immer mehr an Fahrt. In der Reprise wird die Komposition in verlangsamer Form wiederholt, wobei sorgsam dosierte melodische Elemente das Geschehen dynamisieren.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

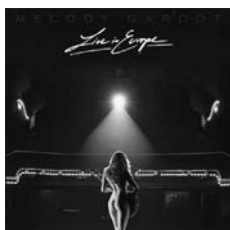
Jazz Cosmopolit: Svensk Jazzhistoria Vol. 11; Egba, Iskra, Mount Everest, Opposite Corner, Oriental Wind, Rena Rama, Solar Plexus, Tintomara u. v. a.; Caprice (4 CDs)

Insgesamt 62 Aufnahmen aus dem Zeitraum von 1970-79 gibt es mit diesen vier CDs wieder- oder neu zu entdecken. Mögen auch viele der Gruppennamen heute längst vergessen sein, die Namen vieler Akteure sind es nicht: Bernt Rosengren, Janne Schaffer, Alice Babs, Bobo Stenson, Monica Zetterlund, Eje Thelin, Lars Gullin, Lennart Aberg ... Die bewegte Jazzgeschichte Schwedens, die erste Kompilation umspannte die Jahre 1899-1930, wird mit dieser neuen Box zum elften Mal minutiös dokumentiert. Während frühere Editionen meist Zeiträume von zwei bis fünf Jahren ausleuchteten, ist den 70ern die bisher längste Zeitspanne gewidmet, auf die Fruchtbarkeit jener Epoche hindeutend.

Dass „der plötzliche und unerwartete Aufstieg der Rockmusik in den 1960er-Jahren das Musikbusiness auf den Kopf stellte“, wie Stuart Nicholson in seinem Vorwort behauptet, erscheint ebenso fragwürdig wie vordem die generalisierte Glorifizierung eines „Nordic Jazz“ in seinem Buch „Is jazz dead?“ Das eigentlich Problematische aber ist der Versuch, völlig verschiedene Strömungen in einen Topf zu werfen, nach Entstehungsdatum bloß aneinandergereiht. Eine nach strengeren stilistischen Aspekten kompilierte Auswahl hätte den Potpourri-Charakter dieser über fünf Stunden Musik unterbunden. Wer die Geduld aufbringt, sollte sich eine eigene Track-Abfolge daraus basteln.

Dominierend war der vom „elektrischen“ Miles Davis inspirierte, bis heute nachwirkende Jazz-Rock. Auch Ayler und Ornette hinterließen ihre Spuren. Noch immer vital klingt, was türkische Immigranten wie Maffay Falay und Okay Temiz in Bands wie Oriental Wind einbrachten: Traditionelle Themen vom Balkan oder aus Indien belebten den Ethno Jazz à la suédoise. Anspieltipps: Sten Öbergs Kvintett, Sevda, Mount Everest, Putte Wickman, Rena Rama, Eje Thelin Group, Ake Johansson Trio, Opposite Corner sowie Häxmjölkl. Und ein phänomenaler Anders Jormin (30) am E-Bass!

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Melody Gardot: Live in Europe; Melody Gardot (voc, g, p), Stephan Braun (cel), Irvin Hall (sax, fl), Mitchell Long (g), Aidan Carol (b), Chuck Staab (dr) u. a. Decca / Universal

„Nackt auftreten“, meinte Melody Gardot mal im Interview, „das würde ich nie auf der Bühne machen, dafür sind die Gagen nicht hoch genug“. Da muss sich etwas geändert haben. Auf dem Cover dieses Live-Alboms präsentiert sich die Blonde von hinten im Evakostüm auf großer Bühne, mit Gitarre, vorderseits angestrahlt von einem Spot. „Verwundbar und nackt“ fühle sie sich, wenn sie vor Publikum ihr Innerstes offenlege, sagt sie nun. Aber sei's drum! Live zeigt sie sich auch in anderem Sinne nackt. Kam sie auf Studioalben schon mal im opulenten Breitwandsound daher, mit Streichern, Harfen, Backgroundchor, gibt sie sich hier sparsam instrumentiert, teils aufs Äußerste reduziert. Was ihren Songs bestens bekommt. Mit kleinem „Reisebesteck“ gewinnen sie nur an Intimität und Atmosphäre.

Aus Konzertmitschnitten von diversen Stationen ihrer Europatouren der Jahre 2012 bis 2016 stellte Gardot das Material für eine Doppel-CD (bzw. ein 3-LP-Set mit fünf bespielten Seiten) zusammen; die Songs stammen zumeist von dem orchestralen Studioalbum „My One and Only Thrill“ (2009). Demgegenüber kommt die Singer-/Songwriterin, die selbst Gitarre und Klavier spielt, mit minimaler Begleitung aus – in „Baby I'm a Fool“ etwa, das in zwei Versionen vertreten ist, nur mit Cello plus gestreicheltem Drumset. „Over the Rainbow“, die einzige Fremdkomposition des Albums, singt sie ganz „nackt“, nur zum Pizzicato des Cellos. Mehr Ökonomie geht nicht. Nun gut, sie gibt arges Vibrato auf die Stimme, knödelt bisweilen, doch in diesem spartanischen Kontext ist das nicht ohne Reiz. Im zweiten Teil wird das Setting größer, die Songs bluesiger, jazziger, „schräger“, allen voran der furiose „March For Mingus“, im Original nur auf einer „special edition“ von „Currency Of Man“. Welche Songwriterin – außer Joni Mitchell – hat je einen so schönen Mingus-Tribut vorgelegt!

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Dorantes: El Tiempo por Testigo ... a Sevilla; Dorantes (p), Francis Posé (b), Javi Ruibal (dr, perc); Flamenco Scultura / Galileo

Was verbindet die zierliche Erika, die elegante Monica und die rundliche Gabriele? Nun, man konnte auf ihnen Tag und Nacht nach Lust und Laune herumhacken, im besten Fall sogar Nobelpreis-würdig. Spätestens 1950, als der für seinen „Sleigh Ride“ unvergessliche Leroy Anderson die Damenwelt in musikalische Dimensionen hob, war klar, „The Typewriter“ taugt für mehr als zu edler Dichtkunst. Seither haben unter anderen Erik Satie, Krzysztof Penderecki und John Cage Werke für Schreibmaschine komponiert.

Doch kaum jemand gelang es bislang so überzeugend wie nun dem spanischen Ausnahmekünstler Dorantes auf seinem neuen Album „El Tiempo por Testigo ... a Sevilla“, das rhythmische Geklacker dieser mechanischen Wunderwerke derart sinnfällig in seine Musik einzubinden. Was auch deshalb so spektakulär ist, weil der 1969 in Sevilla geborene David Peña Dorantes dem Gitano-Flamenco-Uradel mit höchst illustrierter Verwandtschaft entstammt. Deren seit Kindertagen aufgesogene Sounds er jedoch mit unglaublicher Expressivität nicht etwa auf der Gitarre, sondern am Flügel in ungeahnte Dimensionen schießt.

Wobei Dorantes die Einflüsse von Claude Debussy und Jazz aller Couleur mit avantgardistischen Klangelementen und der Musik seiner andalusischen Heimat zu einer hochexplosiven Mischung verbindet. Für die rhythmische Erdung sorgen Francis Posé am Bass und der auch mit Flamenco-Percussion zu hörende Drummer Javi Ruibal, die mühelos den verrückten Hakenschlägen des zwischen poetischen Schwelgereien und brachialem Aberwitz oszillierenden Pianisten folgen und immer wieder faszinierende Details, nicht nur bei „Y el tiempo“ samt Schreibmaschinen-Gehacktes, in die brodelnde Hexensuppe einstreuen. Dass Dorantes obendrein Humor hat, zeigt sein hier mit Kinderchor inszenierter Hit „Orobroy“, mit dem dieses Meisterwerk an der Grenze zum Kitsch ausklingt.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Helge Lien – Knut Hem: Hummingbird; Helge Lien (p), Knut Hem (dobro, Weissenborn); Ozella / Galileo

Wie superb sich Piano und Saiteninstrument zu einem vielschichtigen Klangkosmos vereinen können, führten erst unlängst Brad Mehldau und der Mandolinist Chris Thile vor. In anderer Form findet ihre konzertante Fusion aus Modern Jazz und Bluegrass-Sounds jetzt bei zwei norwegischen Musikern eine Fortsetzung. Schon in der Vergangenheit schweben in den Stücken des Pianisten Helge Lien und in seinen epischen Improvisationen folkloristische Elemente seiner skandinavischen Heimat mit.

Die ideale Ergänzung zu dieser Konzeption sind die von Knut Hem auf seiner Weissenborn-Gitarre kreierte lyrischen Eingebungen. Diese Gitarre wurde von dem zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die USA ausgewanderten deutschen Instrumentenbauer Hermann Weissenborn konstruiert. Er hatte den genialen Einfall, den Resonanzkörper des Instruments mittels eines hohlen Gitarrenhalses noch weiter zu verstärken. Das Resultat war ein brillanter, entfernt an Hawaii-Gitarren erinnernder vokaler Sound.

Knut Hem gilt als Koryphäe auf diesem Instrument. Im Duo mit Helge Lien setzt er außer dieser speziellen Lapsteel-Gitarre auch noch die Dobro (Resonatorgitarre) ein. Die Rollen bei ihrem musikalischen Meeting sind klar verteilt: Für die Präsentation der atmosphärischen, zwischen Blues, Folk- und Country-Music changierenden Themen wie „Take Another Five“ und „Winterland“ – sie gehen wie die meisten Kompositionen des Albums auf Hem zurück – ist der Gitarrist zuständig. Wenig später stößt Helge Lien hinzu, der die Themen leicht abwandelt und zu luftigen Improvisationen vorrückt. Fast jedes Stück ist ebenso für relaxte Hintergrundmusik wie auch als Soundtrack prädestiniert. In Liens „Hummingbird“ schwingt dessen Faible für romantische Balladen-Stimmungen mit. Sollte sich wirklich ein Kolibri in Norwegens Fjorden verirrt haben?

Gerd Filtgen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

David Murray feat. Saul Williams: Blues For Memo; David Murray (ts), Orrin Evans (p), Jaribu Shahid (b), Nasheet Waits (dr), Saul Williams (poetry, spoken word) Motéma / Rough Trade

Die Zeiten, wo David Murray jedes Jahr bis zu einem halben Dutzend Alben einspielte, sind längst Teil der Jazzhistorie. Nun erscheint zu seinem 63. Geburtstag eine neue Scheibe seines „Infinity Quartet“, die man getrost als memento mori betrachten darf. Widmet sich „Blues For Memo“ doch dem Andenken alter Freunde: zum einen dem türkischen Jazz-Impresario Mehmet „Memo“ Uluğ (1959-2013), der mit dem bekannten Istanbuler Club „Babylon“ die Avantgarde an den Bosphorus brachte. Zum anderen seinem langjährigen Weggefährten Amiri Baraka (1934-2014), dem großen schwarzen Poeten, dessen Texte Murray oft, so 1997 in seiner „Fo Deuk Revue“, musikalisch umgesetzt hatte.

Dass er obendrein mit „Obe“, wo Craig Harris als Gast delikate Slide-Trombone-Lines beisteuert, auch Lawrence „Butch“ Morris (1934-2014) huldigt, passt bestens ins elaborierte Klanggeschehen. Denn dies wird über weite Strecken von dem gefeierten Slam Poetry-Artisten Saul Williams dominiert, der über markant swingenden Bass 'n' Drums von Jaribu Shahid und Nasheet Waits seine oft zornigen Texte mit beachtlicher Intensität reklamiert.

Für Farben sorgt Orrin Evans am Klavier, der gewitzt die Lücken zwischen Murrays gewaltigem, geschmeidig durch alle Register bis hin zu in Ayler-Nachfolge jubilierender Überblas-Technik singendem Tenorsax füllt. Was gleich beim Opener „Kush“ mächtig Eindruck macht, während beim Titelstück der Kanun-Spieler Aytac Dogan mit flirrenden, Zither-ähnlichen Klängen dem guten alten Blues orientalische Würze gibt. Weitere Gastrollen haben Jason Moran am zarten Rhodes („Positive messages“), Sänger Pervis Evans („Red Summer“) und Murrays Sohn Mingus als eloquenter Gitarrist („Citizens (The River Runs Red)“), was die packende, mit hochpolitischen Statements aufgeladene Jazz-Poetry-Synthese stimmig abrundet.

Sven Thielmann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

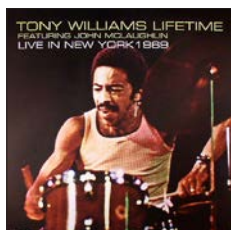
Gábor Gadó & Laurent Blondiau: Veil And Quintessence; Gábor Gadó (g), Laurent Blondiau (tp, fl-horn); BMC / Note 1

Seit 35 Jahren ist der Gitarrist Gábor Gadó, 1957 in Budapest geboren, eine Koryphäe der ungarischen Jazzszene, hierzulande aber kennen ihn anders als in Frankreich nur wenige. Was wohl auch ein wenig dem eigenen Desinteresse am Reisen sowie der Vorliebe fürs Komponieren und der Beschäftigung mit zeitgenössischer Literatur geschuldet ist. Wie Bohumil Hrabal versuche er, aus etwas, das ihn bewege, etwas Heiliges zu machen, sagt Gadó. Eine faszinierende Linie in seiner Musik führt zurück zu Gábor Szábo und Attila Zoller, deutlicher noch als bei Ferenc Snétberger, mit dem Gadó mal ein Gitarrentrio hatte.

Anfangs spielte Gadó viel bei Hochzeiten oder anderen Festen und wurde sehr vertraut mit dem traditionellen Musikerbe seines Landes, natürlich auch mit Bartók, Kodály und Kurtág. „Ich suche nach Bedeutung und Inhalten in allen Musiken.“ Seine Heimatstadt Budapest sei für ihn eine „Stadt der Illusionen“, erklärt er frei nach Borges. 1991 erschien in Ungarn ein erstes Album, worauf der ungarische Künstler in seiner Wahlheimat Paris ein fabelhaftes Quartett formierte (mit Mathieu Donarier, Sébastien Boisseau und Joe Quitzke, CD: „Byzantinum“).

Auf all seinen Alben für das Budapester Plattenlabel BMC, die ein schmales Œuvre bilden, verlangt sich Gadó größte Genauigkeit ab – wie auf dem Album „Orthodoxia“, auf dem sein Blick rückgewandt und vorausschauend zugleich ist. Nach sieben Jahren Studioabstinenz ist jetzt „Veil And Quintessence“ da, bestehend aus feinzisierten Duos mit dem großen belgischen Trompeter Laurent Blondiau aus Andy Emlers MegaOctet. Ohne Aufschönungen und mit fokussierter Dialogbereitschaft spielen die beiden kunstvoll mit Licht- und Schattenwirkungen. Wie Marcel Schwob so treffend schrieb: „Die Kunst widerstrebt den Allgemeinbegriffen, sie stellt nur Einzelwesen dar, will nur das Einmalige.“

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★☆☆

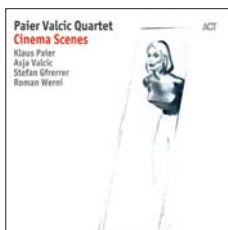
Tony Williams Lifetime: Live In New York 1969; Tony Williams (dr), John McLaughlin (g), Larry Young (org); Hi Hat

Gerade mal 51 Jahre alt wurde dieser Gigant unter den Jazzschlagzeugern. Knapp ein Jahr, nachdem er mit Miles Davis das Meisterwerk „Mademoiselle Mabry“ aufgenommen hatte, formierte Tony Williams (23) ein kurzlebiges Power-Trio mit noch heute legendärem Ruf: Lifetime. Ob Avantgarde, Jazz oder Rock, you name it – dieses „neue Schlagzeug-Vokabular“ (Ian Carr) schuf er, Anthony Williams. Fast zur gleichen Zeit wie Reinhold Messner am Nanga Parbat kletterte Tony mit seinem Trio Infernale durchs Hochgebirge des Jazz.

Nach sechs Jahren mit Miles strömten seine Ideen in jene phänomenale Gruppe mit John McLaughlin und Larry Young. Drei Pioniere, die den Turbulenzen jener Phase nach '68 antworteten, aber durch ein chaotisches Management und überhastete Studiosessions („Emergency!“ und „Turn It Over“) nie ihr volles Potenzial hochfahren konnten. Das Tollste passierte gleich bei den ersten Treffen, und spätere Sessions erreichten nie mehr diesen Siedegrad. Ein wichtiger Aspekt war das Orgelspiel Larry Youngs, der mehr auf puren Sound als auf Virtuosität hinarbeitete, was ebenso wie McLaughlins gitarristisches Sperrfeuer nie optimal auf Band gelangte. Der anfangs chaotische Sound dieses US-Radiomitschnitts wird besser, nachdem der Tonkutscher sich auf diesen Orkan halbwegs eingepegelt hat. Tony hockte an einem ganz konventionellen Drumset vor sechs großen Boxen mit Marshall-Amps.

Wie muss das bloß in Wirklichkeit getörnt haben? Wir können es wieder mal nur erahnen, unterm Strich jedoch bleibt viel von dem erhalten, was die Faszinationskraft dieser einmaligen Symbiose ausmachte. 39 Minuten am Rande eines Vulkans. Vive la dissonance!

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Paier Valcic Quartet: Cinema Scenes; Klaus Paier (acc, band), Asja Valcic (cel), Stefan Gfrerrer (b), Roman Werni (dr, perc) Act / Edel

Akkordeon/Bandoneon und Cello, das ist auch für den europäischen Jazz von heute keine alltägliche Paarung. Dabei sorgten doch gerade Harmonikaspieler, allen voran Richard Galliano, in ungewöhnlichen Konstellationen für frischen Wind und neue Sounds im Jazz.

Der österreichische Akkordeonist/Bandoneonist Klaus Paier und die kroatische Cellistin Asja Valcic spielen seit zehn Jahren als Duo, und wer sich an eine solche Besetzung wagt, dem geht es nicht um Stilreinheit. So hebt Paier, auch wenn er Tango oder Folkiges, Klassisches oder Experimentelles spielt, stets seinen Jazz-Background hervor; Kammermusikerin Valcic widmete sich zunehmend der Improvisation, 2004 gründete sie das unkonventionelle radio.string.quartet. vienna mit. Gemeinsame Aufnahmen, bei denen dieses Streichquartett mit Paier zum Quintett wurde („Radiotree“, 2008), brachten die beiden zusammen; das Duo war geboren. Parallel dazu unterhielt Paier in Kärnten ein Trio, das sich jetzt mit Asja Valcic als Quartett präsentiert.

Der Titel „Cinema Scenes“ suggeriert einen thematischen Schwerpunkt, der kaum eingelöst wird. Nur zwei Stücke entstammen realer Filmmusik, und die zeigen Sinn für eine ungewöhnliche Auswahl: „Griet's Theme“ aus „Das Mädchen mit dem Perlenohrring“ und „Doe Eyes“ aus „Die Brücken am Fluss“ (von und mit Clint Eastwood). Letzteres bildet den ersten Satz einer Suite „Cinema Scenes“, die ansonsten, wie der Rest des Albums, aus eigenen Federn stammt. Bildhafte Titel oder solche aus der Welt des Films („Synchronization“) mögen einen „Film im Kopf des Hörers“ in Gang setzen – mit Filmen haben diese Originals nichts zu tun. Was ja auch nicht sein muss. Paier und Valcic kreieren im Quartett einen stimmungsvollen Stilmix mit eingängigen Melodien, temperamentvollen Rhythmen und Klängen zwischen Tango, Musette und Jazz. Sympathische Bagatellen.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Brian Blade & The Fellowship Band: Body And Shadow; Brian Blade (dr), Melvin Butler (ts), Myron Walden (as, b-cl), Dave Devine (g) u. a.; Blue Note / Universal

Für die folkloristischen „Americana“-Exkursionen und die daraus resultierenden Klänge, die Brian Blade & The Fellowship bei ihrem jüngsten Album zelebrieren, könnte das Zauberwort „Entschleunigung“ lauten. Unwillkürlich wartet man bei „Within Everything“ und dem namensgebenden Albumtitel „Body And Shadow“ auf den Einsatz eines Vokalistin aus der Sparte Singer/Songwriter. Zugegeben, die seit 20 Jahren bestehende Band des versierten Drummers, dessen Sideman-Aktivitäten in den Bands prominenter Musiker aus



Brian Blade (vorne) und seine Fellowship Band

Jazz und Pop zu bewundern sind, kriert eine atmosphärische Musik, die den Soundtrack eines Roadmovies abgeben könnte. Jazzfans kommen jedoch lediglich in dem etwas zügigeren „Duality“ mit elegischen Improvisationen der beiden Saxofonisten Melvin Butler und Myron Walden auf ihre Kosten.

Gerd Filtgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

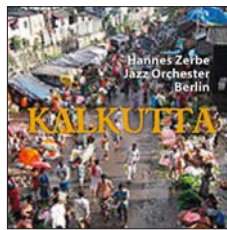
Camille Bertault: Pas de géant; Camille Bertault (voc), Michael Leonhart (arr, tp, flh, kb), Dan Tepfer (p), Joe Sanders (b), Jeff Ballard (dr) u. a.; OKeh / Sony

Im Konservatorium durchs Examen gesegelt? Dort weiß man dein Talent nicht zu schätzen? Dann versuch's doch über die sozialen Medien! Dachte sich die französische Sängerin Camille Bertault, setzte sich vor eine Videokamera und sang. Mit Katze auf dem Arm und Katzenbrille auf der Nase spielte sie daheim Platten von Charlie Parker oder John Coltrane, Jimmy Rowles oder Brad Mehldau, J. S. Bach oder Hermeto Pascoal. Dazu sang sie halbsbrecherische Scats. Für Coltranes „Giant Steps“ schrieb sie Lyrics auf Französisch, fasste in bester Vocalese-Manier „Tranes“ legendäres Tenorsolo in Worte, und zwar Ton für Ton. Die Filmchen postete sie auf Facebook, lud sie auf YouTube hoch und zählte bald Zehntausende von Klicks. Als 2016 ihr Debütalbum „En vie“ erschien (Sunnyside/Delta), war sie im Internet schon eine Größe. Als Jazzerin, wohlgemerkt!

Jetzt ist das Frankofone „Pas de géant“ (engl.: „Giant Steps“) zum Albumtitel ihres CD-Zweitlings avanciert; das Stück selbst nennt sie – mit dem Segen von Coltrane-Sohn Ravi – „Là où tu vas“. Multi-instrumentalist und Producer Michael Leonhart stellte aus Top-Musikern der Brooklyn-Szene um den Pianisten Dan Tepfer sowie song- und chansonversierten Franzosen eine Band zusammen, mit der Bertault neben weiteren modernen Jazzkompositionen auch Klassisches von Bach und Ravel, Chansons von Brassens und Legrand sowie eine Handvoll bemerkenswerter Originals interpretiert.

Nach „Giant Steps“ wird sich der Jazzfan über die zarte Bill-Evans-Ballade „Very Early“ ebenso freuen wie über Wayne Shorters „House Of Jade“ mit portugiesischem Text, Brazil-Flair und unserer Sängerin im mehrstimmigen Chor mit sich selbst. Oder wann hat man Bachs „Goldberg“-Aria schon als Duett für Scat-Gesang und Klavier gehört? Eine hochtalentierte Französin ohne Examen packt's an, und es ist spannend, ihr dabei zuzuhören.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Hannes Zerbe Jazz Orchester Berlin: Kalkutta; Hannes Zerbe (p, cond) u. v. a. www.jazzhausmusik.de

Große Form, große Formation – diese Parameter beschreiben einen Hauptteil des Werks von Hannes Zerbe. Hinzu kommt die Nähe zu anderen Disziplinen, vor allem zur zeitgenössischen E-Musik. „Seit Ende der siebziger Jahre wendet sich mein Interesse in zunehmendem Maße der neuen Musik zu“, schrieb er 1984 zu seiner LP „Blech Band“, „wobei es für mich keine Barrieren zwischen improvisierter und ‚ernster‘ Musik gibt.“ Sein Anliegen sei, „Berührungspunkte zwischen der zeitgenössischen ernsten Musik und dem Jazz aufzuzeigen, trotz freier, moderner Spielweise eine verständliche Musik zu machen, die nicht nur eine elitäre Zuhörerschaft erreicht“. Als Komponist bezog er sich auf Hanns Eisler, Kurt Weill, Paul Dessau oder Béla Bartók, mit der Hannes Zerbe Blech Band wurde er zu einem der profiliertesten Orchesterleiter der Jazzszene in der DDR.

An diese Erfahrungen knüpft er heute mit seinem prominent besetzten Jazz Orchester Berlin an. Augenfälliges Beispiel: das Album „Eisleriana“ (2012). Das „Allegro assai“ aus Eislers „Kleiner Sinfonie“ steht jetzt als kurze Zugabe am Ende der vorliegenden Live-Aufnahme aus der Berliner Kunstfabrik Schlot, alle anderen, umfangreicheren Kompositionen stammen von Zerbe. Der Jazzhörer, im „ernsten“ Fach vielleicht nicht so firm, ist dankbar für Hinweise in den Liner Notes auf versteckte Schostakowitsch-Motive („JuniJuliAug“), Referenzen an Bartók („Kalkutta“) oder die Enthüllung, „PH“ sei Paul Hindemith („PH-Wert 17“). Die Musik voller wechselnder Rhythmen, oft eher synkopiert als swingend, lässt schon mal an Breuker oder Zappa denken, an Eisler sowieso, doch Zerbe hat längst seine eigene Sprache gefunden, und dazu gehört: Seine Arrangements lassen viel Raum für Improvisationen, ob kollektiv oder solistisch. Schließlich verfügt er über eine Schar von Top-Instrumentalisten der Hauptstadt.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Clarinet Summit; Perry Robinson, Theo Jörgensmann, Gianluigi Trovesi, Bernd Konrad, Annette Maye (cl), Albrecht Maurer (v), Sebastian Gramss (b), Günter „Baby“ Sommer (dr, perc); Jazzwerkstatt

„Summits“ nannte Joachim-Ernst Berendt einst die von ihm produzierten Live-Begegnungen führender Vertreter desselben Instruments aus verschiedenen Ländern plus eigens formierter Rhythm-Section. Neben „Alto“, „Percussion“, „Trombone“, „Vibes“, „Violin“ und „Vocal“ gab es einen „Clarinet Summit“ beim New Jazz Meeting Baden-Baden 1979: sechs Klarinettenisten aus Europa und USA, die alle vom freien Spiel statt von Traditional Jazz oder Swing kamen; dazu sieben teils wechselnde weitere Instrumentalisten. Der Live-Mitschnitt „You Better Fly Away“ (MPS) genießt heute Kultstatus unter Fans der improvisierten Musik.

35 Jahre später traf sich das Gros der noch aktiven Veteranen zu einer Neuauflage: die Klarinettenisten Perry Robinson, Gianluigi Trovesi, Theo Jörgensmann und Bernd Konrad sowie Drummer „Baby“ Sommer. Ergänzt wurde dieser Kern durch (vergleichsweise) jüngere Musiker: Klarinetistin Annette Maye, Geiger Albrecht Maurer und Bassist Sebastian Gramss. Fast alle brachten eigene Stücke mit, doch im Mittelpunkt dieser Live-CD steht das Titelstück des 1980er-Albums, „You Better Fly Away“ von Bernd Konrad, der mit einem schönen Bassklarinettenintro, perkussiven „tongue slaps“ und Klappengeräuschen einsteigt. Kein Zweifel: Die alten Recken können's noch.

Was sie in einer Kollektivimprovisation für Klarinettenquartett zeigen, aber auch in geradezu verspielten, leicht gestimmten Nummern und Passagen, wie einem „Hoch auf den Schaumwein“ von Trovesi oder einem Reggae für Panflöte von Robinson („Rastafari“). Souverän verknüpfen sie freie bis geräuschhafte mit auskomponierten, ja eingängigen Teilen und vereinen aufs Schönste solch divergierende Spielcharakteristika wie die Power eines Jörgensmann und die Zartheit eines Robinson. Und immer für Überraschungen gut ist „Baby“ Sommer als Drummer oder Komponist („Hymnus“).

Berthold Klostermann